

Gerhard Maletzke: *Massenkommunikationstheorien*. – Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1988 (= Medien in Forschung + Unterricht / Serie B, Band 7), (V), 68 Seiten.

In 14 kurzen Kapiteln gibt Gerhard Maletzke einen Überblick über zentrale theoretische Konzepte der Kommunikationswissenschaft, wobei der Schwerpunkt auf dem Bereich der Medienwirkung liegt. Die Darstellung, die sich »auf markante ideengeschichtliche Aspekte konzentriert«, folgt im wesentlichen der historischen Entwicklung des Faches, wobei Maletzke einerseits die »empirisch-analytisch-quantifizierende« Forschungsstradition mit den ihr zugrunde liegenden theoretischen Vorstellungen – von einseitig-linearen Reiz-Reaktions-Konzepten bis zu Transaktionsmodellen – diskutiert, andererseits als Gegenposition qualitativ-ganzheitliche Vorstellungen – von der Medienökologie bis zur kritischen Gesellschaftstheorie – beschreibt. Den Abschluß bildet die Erörterung der Frage, ob ein Paradigmenwechsel in der Kommunikationswissenschaft stattgefunden habe oder notwendig sei und bevorstehe. Maletzke postuliert, die Kommunikationswissenschaft stecke zweifelsohne in einer Krise, neuere theoretische Modelle und methodische Vorgehensweisen (hier nennt er Nutzenansatz und Netzwerkanalyse) könnten aber nicht als wissenschaftliche Revolutionen im Sinne Kuhns verstanden werden, sondern seien lediglich als neue Wege aufzufassen, die möglicherweise zu einem Paradigmenwechsel führen könnten. Im Anhang sind schließlich exemplarisch neun Kommunikationsmodelle dokumentiert und kurz beschrieben.

Die äußerst geraffte Darstellung führt an einigen Stellen allerdings zu Verkürzungen. So stellt Maletzke beispielsweise Festingers Theorie der kognitiven Dissonanz dar, ohne auf die ihr vorausgehenden Balance-Modelle von Heider, Cartwright und Harary, Newcomb oder Abelson und Rosenberg sowie auf das Kongruenzmodell von Osgood und Tannenbaum hinzuweisen. Auch erwähnt er in diesem Zusammenhang nicht Bems Theorie der Selbstwahrnehmung, die eine

sparsamere Alternative zum Dissonanzkonzept bildet. Der Agenda-Setting-Ansatz, der seit Beginn der siebziger Jahre als eines der fruchtbarsten Konzepte in der Medienwirkungsforschung anzusehen ist, wird praktisch ausgespart; es findet sich lediglich ein beiläufiger Hinweis im Kapitel über systemtheoretische Modelle. Unklar bleibt auch, wie Maletzke zu dem Schluß kommt, der »medienökologische Ansatz«, den er im Anschluß an die Transaktionsmodelle behandelt, sei eine »neue Perspektive«, die kausalistische und funktionalistische Modelle überwinde. Dies gilt um so mehr, als die Grundlagen des Konzeptes der »Medienökologie« nicht deutlich werden. Bei der Darstellung der ganzheitlich-qualitativen Ansätze bzw. der kritischen Gesellschaftstheorie, die Maletzke jeweils gegen »positivistische« Konzepte abhebt, fehlen schließlich Hinweise auf wissenschaftstheoretische Problemstellungen, wie sie sich etwa im sogenannten Positivismusstreit in der deutschen Soziologie manifestierten. Diese Verkürzungen sind jedoch sinnvoll und notwendig, wenn man einen knappen, leicht verständlichen und nicht mit Literaturhinweisen überfrachteten Abriss der Medienwirkungsforschung vorlegen will, wie es Maletzkes erklärtes Ziel ist. Mit ihren 68 Seiten eignet sich seine Einführung in hervorragender Weise für den Schulunterricht und als erster Überblick für Studienanfänger.

JOACHIM FRIEDRICH STAAB, Mainz

Hans Wagner (Hrsg.): *Idee und Wirklichkeit des Journalismus*. Festschrift für Heinz Starkulla. – München: Günter Olzog Verlag GmbH 1988, 393 Seiten mit einem Portraitfoto.

Wenn die Institution »Festschrift« noch dazu taugt, einen verdienten Wissenschaftler zu ehren, dann ist diese Festschrift gerechtfertigt: Heinz Starkulla für seine Leistungen öffentlich Anerkennung zu zollen war längst überfällig. Die »Skizzen« von Ch. Peters, G. Stern, H. Wagner und H. Starkulla jr. »zu Person und Werk« des

Jubilars lassen auch den Nicht-Eingeweihten ahnen, was alle jene Heinz Starkulla zu verdanken haben, die am Institut für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) der Ludwig-Maximilians-Universität München seit dem Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg studiert, gelehrt und geforscht haben – auch wenn die Zeitungswissenschaft, deren Paradigma Heinz Starkulla unter dem Einfluß seines Lehrers Karl Maria d’Ester entwickelt hat, heute im Institutsnamen in Klammern verbannt ist.

Über den Sinn der Institution »Festschrift« zu urteilen kann man getrost dem Jubilar selbst überlassen. Denn wer wäre für ein solches Urteil kompetenter als der Kommunikationshistoriker Heinz Starkulla, der jahrzehntlang den »Manifestationen des Zeitgesprächs« und deren Wandel nachspürte? Die Inflation der Festschriften, der dadurch verursachte Wertverlust dieser Ehrung werden ihm kaum entgangen sein. Wie könnte ihm der Substanzverlust verborgen geblieben sein, den solche Inflation zur Folge haben muß; denn wer kann schon auf Bestellung, nur weil gerade wieder ein Jubiläum fällig ist, eine wissenschaftliche Spitzenleistung erbringen, die den Ansprüchen dessen gerecht wird, der damit geehrt werden soll! – Und Heinz Starkulla stellt Ansprüche. »Nie seine Sachen sehen lassen, wenn sie erst halb fertig sind«: Man mag bedauern, daß der Jubilar sich allzu rigoros an diesen Rat aus des Balthasar Gracián »Handorakel und Kunst der Weltklugheit« (CCXXXI) gehalten hat und immer noch nicht für publikationsreif hielt und hält, was andere längst veröffentlicht hätten. Aber wenn man so manchen der ihm zu Ehren verfaßten Beiträge liest, lernt man solche Rigorosität schnell wieder schätzen und würdigen.

Nicht Anwalt bestimmter Gruppen und deren Interessen, sondern Anwalt des Zeitgesprächs selbst zu sein; sich nicht als »Publizist« mit der eigenen Meinung, dem eigenen Urteil in das Zeitgespräch einzumischen, sondern nur die von anderen geführte öffentliche Kommunikation darzustellen und dadurch das Funktionieren der aktuellen gesellschaftlichen Kommunikation zu ermöglichen; nicht nach der »Wahrheit« zu forschen, die sich hinter den widerstreitenden Meinungen und öffentlichen Erklärungen verbirgt, sondern den Publika der Medien nur »Mittei-

lungskonzentrate« des Zeitgesprächs zu vermitteln: das sind die Forderungen, die die Zeitungswissenschaft an den Journalisten stellt.

An ihnen hat D. Schröter in seiner Untersuchung die »Mitteilungs-Adäquanz« von Tageszeitungen und Magazinen gemessen – »Studien zum Fundament eines realitätsgerechten journalistischen Handelns«, wie es im Untertitel heißt. – Neben der Arbeit von H. Starkulla jr. über »Alternativmedien« in der Bundesrepublik Deutschland« ist Schröters Aufsatz der umfangreichste Beitrag der Festschrift. Zugleich zeigen die Aufsätze von D. Schröter und H. Starkulla jr. am deutlichsten, mit welchen Fragestellungen sich die Zeitungswissenschaft dem gegenwärtigen Journalismus nähert, welche Erkenntnisse sie gewinnen kann.

Den Forderungen der Zeitungswissenschaft an den Journalisten hat sich H. Wagner, der am Institut für Kommunikationswissenschaft ex officio die traditionsreiche Zeitungswissenschaft vertritt, offenbar auch als Herausgeber der Festschrift verpflichtet gefühlt. Er verkündet als »Publizist« sein Urteil über die »etablierte Kommunikationswissenschaft«, die »hierzulande ... zu einer journalismuszentrierten Perspektive (neigt), von der aus der ›Rest der Welt‹, die Gesellschaft nämlich, zum Publikum verkommt, allenfalls als diffuses Wirkungsfeld autonomer publizistischer Realitätskonstruktionen verschwimmt«, tritt aber auch als Anwalt des Gesprächs zwischen Vertretern unterschiedlicher Meinungen auf. Als »Symposion auf Papier gewissermaßen, das ein breites Spektrum der Ansätze und Auffassungen spiegelt, ein ... Gespräch zwischen Theorie und Praxis manifestiert ...«, charakterisiert er selbst den Band – eine Einschätzung, die ihn vielleicht zu dem euphemistisch-anspruchsvollen Titel »Idee und Wirklichkeit des Journalismus« beflügelt hat. Heinz Starkulla pflegt(e) bei solchen Formulierungen zu fragen: »Was bedeutet das?«

Interpretiere ich die Beiträge der Praktiker zutreffend, dann gibt es einen Journalismus, der nur Kondensate des aktuellen gesellschaftlichen Zeitgesprächs vermittelt, gar nicht, weil er offenbar unmöglich ist – auch wenn sich die journalistischen Berufsvorstellungen, soweit sie sich aus den Publikationen des Deutschen Journalisten-Verbandes e.V. und der gewerkschaftlichen

Deutschen Journalisten-Union ablesen lassen, seit den fünfziger Jahren vom »Kommunikator«, vom »gesellschaftlichen Meinungsführer« (dem »Publizisten« der Zeitungswissenschaft) zum »Moderator (dem »Journalisten« der Zeitungswissenschaft) hin gewandelt haben (W. R. Langenbucher / G. Neufeldt). – Unmöglich ist ein solcher Journalismus, solange das Selbstverständnis des Journalisten, der sich berufen fühlt, sich eine eigene Meinung zu bilden und sie zu sagen, immer noch lebendig ist (J.-P. Picaper); unmöglich, solange journalistisches Ethos immer noch mit »der Wahrheitsuche und der Wahrheitsfindung sowie der Förderung des menschlichen Fortschritts« zu tun hat (P.-M. Plechl); unmöglich, solange auch der Journalist seiner Subjektivität, seinen Vor-Urteilen und Wertvorstellungen nicht entkommt (H. Avenarius). Nicht wünschenswert wäre ein solcher Journalismus, da er seine »Aufgabe, hinter den wohlgesetzten Worten nach der Wahrheit und Wirklichkeit zu suchen«, an den Rezipienten abträte, dessen »Anspruch auf kritische journalistische Ordnung und Einordnung der Kontroverse« negierte; als Gefahr für den Journalismus zum Schaden der Gesellschaft wertet G. Trampe diesen Trend vom »Nachrichtenredakteur« zum »Nachrichtenhändler«, wie er ihn im deutschen Fernsehen beobachtet.

»Wie frei sind Journalisten? – Beispiele und Bewertungen aus der Redaktionsarbeit« hat R. Henkel seinen Beitrag überschrieben. Die Quintessenz seiner Erfahrung: »Zeitungen, denen... nichts anderes einfällt, als sich den Regierenden kritiklos anzupassen, haben ihre Chance vertan. Journalisten, die ihre Kritikfähigkeit an der Garderobe von Partei- und Lobbyistenversammlungen abgeben, sollten lieber gleich Partei- oder Verbandssprecher (ehrenwerte Berufe!) werden. Um gegenüber den Neuen Medien zu überleben, brauchen Zeitungen heute mehr denn je couragierte Journalisten, die sich nicht in Duz-Kumpagneien mit Politikern und anderen Würdenträgern einlassen. Und sie brauchen Herausgeber, Verleger und Chefredakteure, die dem »Terror der Intimität« widerstehen.« – Ist dieses journalistische Selbstverständnis kompatibel mit der Rolle des Journalismus, die die Zeitungswissenschaft dem Journalismus im »aktuellen gesellschaftlichen Zeitgespräch« zuweisen möchte? –

Ich kann mir nicht vorstellen, daß Heinz Starkulla R. Henkel nicht aus tiefster Überzeugung zustimmt.

OTTO A. BAUMHAUER, Neuburg/Donau

Wilfried Ahrens: *Herrn Nannens Gewerbe*. Der Fall Stern. Eine Chronik. – Sauerlach und Arget 1984: Ahrens (im Selbstverlag), 239 Seiten.

Das »stern«-Signet zerbröckelt auf dem Umschlagbild von Wilfried Ahrens' Buch. Das ist Absicht, denn seine Arbeit, das läßt bereits der Untertitel erkennen, ist programmatisch. Ahrens will »die tiefer liegenden Ursachen für die Katastrophe mit den »Hitler-Tagebüchern« freilegen«. Notwendig sei es deshalb, »die publizistischen Taten dieses Mannes (gemeint ist Nannen, G. W.) in den vergangenen Jahrzehnten und auch andere Aspekte seiner Vergangenheit zu durchleuchten«. Wie bewältigt Ahrens seine selbstgestellte Aufgabe? Er referiert Ergebnisse aus der umstrittenen Untersuchung von Otto Walter Haseloff (1977), in der dieser nach einer inhaltsanalytischen Untersuchung, deren Kriterien dem Leser verborgen bleiben, zu dem Ergebnis kommt, daß zwei Drittel der politischen Berichterstattung des »stern« dazu angetan seien, Anhänger westlich-demokratischer Lebensformen zu verunsichern. Diese Untersuchung reichert Ahrens durch eigene Nachforschungen an: Er wirft (zu Recht) dem »stern« oftmals schlampige Recherche vor, polemisiert (ebenfalls zu Recht) gegen die Patriarchen-Haltung Nannens, erkennt sicher den Opportunismus, der sich in 40 Jahren »stern«-Berichterstattung widerspiegelt, und wehrt sich (wieder zu Recht) gegen das vom »stern« verbreitete Bild, das Magazin sei der einzige und wahre Hüter der Demokratie in der Bundesrepublik Deutschland.

Dennoch ist Ahrens' Abrechnung mit Henri Nannen und dem »stern« keine seriöse Auseinandersetzung. Zu sehr ist die Arbeit des ehemaligen Ressortchefs (Politik) der »Quick« von politischen Absichten geprägt. Der »stern« verarbeite »Antiamerikanische Horrorstories vom KGB« (eine Kapitelüberschrift). Da wundere es nicht, wenn es »Lob für den Stern vom DDR-Geheimdienstchef« (eine andere Überschrift)